

gment/page=0003



Frau Ada's Geheimniß.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Marie Widdern.

20]

Die Oberregierungsrätthin krampfte die schönen weißen Hände in einander und schien sich in der peinlichsten Verlegenheit zu befinden. Dann aber bezwang sie sich wieder und von Neuem in rührendem Flehen zu ihm aufschauend, flüsterte sie: „Ich wollte Dich bitten, Martha für einige Zeit aus dem Hause zu entfernen. Das junge Mädchen kennt noch so wenig von der Welt, daß es ihm ja nur eine Freude sein könnte, wenn wir sie zum Beispiel auf ein Vierteljahr nach Berlin in das Haus meiner Jugendfreundin, der Gräfin Waldborf, schickten.“

„Inzwischen würde Helling wieder ganz nur dem Einfluß Helenens zurückgegeben und —“ Sie unterbrach sich. Mit großen erschreckten Augen blickte sie zu dem Gatten in die Höhe. Der aber hatte sich mit jähem Ruck von seinem Sessel erhoben. Wie ein zürnender Jupiter stand er jetzt vor seinem zitternden Weibe.

„Ah, da entpuppt sich ja endlich auch die Frau Stiefmutter,“ sagte er. Und die zur Faust geballte Hand schwer auf den Tisch fallen lassend, rief seine markige Stimme: „Das ist zu viel, Ada, zu viel! Du hast mich elend, unglücklich gemacht,“ knirschte er dann, „indem Du mir mit dem Bewußtsein einer begangenen Schuld Deine Hand gereicht. Und nun verlangst Du auch noch, ich solle dieser blaufrümpfigen Baronesse wegen meinen Liebling verbannen . . . Aber Du irrst Dich, wenn Du auch nur die leiseste Hoffnung hegtest, Deinen Wunsch erfüllt zu sehen. Alfred Windholm opfert das eigene Blut nicht, damit es Dir möglich wird, die Manen Baron Hirtens zu versöhnen. Denn darum geht es Dir doch, wenn Du fort und fort bemüht bist, seinem Kinde zu Willen zu sein und nur daran denkst, jeden Wunsch Helenens zu erfüllen.“

Ein seltsamer Laut von Adas Lippen unterbrach den Redenden. Auch die Oberregierungsrätthin hatte sich nun erhoben. Mit dem Ausdruck namenlosen Entsetzens starrte sie jetzt zu den verzerrten Zügen Windholms in die Höhe. Was dachte er nur? — Was? — Was?

Plötzlich kam ihr eine Ahnung des grausigen Verdachts, welcher sich in der Seele ihres Mannes eingenistet. Mit beiden Händen faßte sie nun den Arm des Gatten. „Wie soll ich mir Deine Worte deuten?“ stammelte sie dabei, nur den glühenden Wunsch in der Seele, sie möchte sich irren und seine Antwort anders lauten, als sie soeben gefürchtet hatte.

Da aber traf sie ein Blick unsäglichen Zornes. „Ich will es Dir sagen,“ erwiderte Alfred Windholm gleich darauf. Und langsam, so langsam, daß jedes Wort wie ein Doldschüß in das gepeinigete Herz seines Weibes drang, begann er:

„Ich kenne Dein Geheimniß, auch ohne daß Du es wachend vor mir gebeichtet hättest. Tausend Beobachtungen haben mich darüber belehrt, wie ich mir Dein seltsames Wesen zu deuten, und was ich von den Worten zu halten habe, die Du damals, in jener unseligen Nacht, im Schlafe und gleich nach dem Erwachen ausgesprochen hast.“

„Und wenn Du Dich doch täuschtest, Alfred!“ hauchte Ada und hob das blasse Gesicht.

Wieder sah er sie an. Seine Augen bohrten sich förmlich in ihre reinen Züge. Aber die bedauernswürthe Frau hielt dem Blick des Mannes Stand.

Schon flüsterte da eine Stimme in seiner Seele: „So sieht die Schuld nicht aus! Du irrst Dich doch vielleicht!“ Aber der Zorn, welchen Ada in dem Herzen ihres Gatten geweckt, als sie ihn um die Entfernung seines Kindes gebeten, brachte diese Stimme schnell wieder zum Schweigen, und an ihrer Stelle ward eine andere laut, die dem aufgeregten Mann rieth, die Unglückliche zu einem endgültigen Aufgeben ihres Geheimnisses zu zwingen, indem er ihr gerade in das Gesicht hinein sagte, was ihm doch nur wie eine grause Möglichkeit erschien.

Schnell entschlossen beugte er sich nun zu Ada hinab und flüsterte ihr unvermittelt in das Ohr: „Baron Hirtens hat sich nicht selbst entleibt, er ist getödtet worden und — Du bist es, die ihn niedergeschossen hat wie einen tollen Hund!“

„Gott — Allmächtiger!“ schrie Ada auf. Dann hielt sie sich krampfhaft an der Platte des Tisches, hinter dem sie stand.

Alfred Windholm aber richtete sich langsam wieder zu seiner ganzen stolzen Höhe auf. Und gar nicht darauf achtend, in welchen Zustand seine Worte Ada gebracht, fuhr er fort: „Freilich, wenn Du Dich damals vor die Schranken des Schwurgerichts gestellt hättest, würden Deine Richter bei Beurtheilung dieses Gattenmordes ohne jede Frage mildernde Umstände in Betracht gezogen haben: Hirtens machte Dich ja so elend, und das Weib des hochgeborenen Trunkenbolts mußte der Verzweiflung nahe sein . . . Noch mehr, man hätte Dich vielleicht strafflos ausgehen lassen und Dich freigesprochen vor aller Welt.“

„Aber Du dachtest gar nicht daran, Deine That zu bekennen. Warum denn auch? Es klang ja so natürlich, daß Hirtens plötzlich dem Säuerwahnssinn anheimgefallen und in diesem entsetzlichen Zustande Hand an sich gelegt hatte. Jedermann glaubte Dir auch dieses Märchen. Und ich —“

„Genug, übergenug der unerhörten Beschimpfungen!“ unterbrach hier jedoch Ada Windholm endlich die Rede ihres Gatten. War das unglückliche Geschöpf zuerst fast zusammengebrochen unter der entsetzlichen Beschuldigung, die ihr von dem eigenen Manne in das Gesicht geschleudert worden, unter seinen letzten Worten hatte sie sich wieder aufgerichtet. Jetzt war Ada nicht mehr das demüthige Weib, welches nur daran denkt, sich die Liebe des Gatten wieder zu gewinnen — jetzt war sie eine tiefbeleidigte — eine Frau, welche sich bewußt ist, während ihres ganzen, langen Lebens nur das Rechte gewollt und dieses Rechte auch nach besten Kräften gethan zu haben.

Stolz aufgerichtet, königlich schön in solchem Zorn, der glühenden Empörung, die ihre ganze Seele erfüllte, setzte sie nun hinzu: „Ja, kein Wort weiter, ich verbiete es Dir — Alfred Windholm.“

Er starrte sie an — groß — verwundert. Je finsterner aber ihre Augen jetzt in sein charakteristisches Gesicht sahen, desto mehr erweichte sich der Ausdruck in Windholms Zügen:

Was alle Demuth dieser Frau nicht über ihn vermocht, ihr Zorn, die heiße Empörung thaten es. Der Oberregierungsrath wußte in dieser Minute, daß die Hand seines Weibes rein war — rein von jener Blutschuld, deren er sie bezichtigt hatte, nachdem er von der im Schlaf Redenden die Worte gehört: „Ja, ja, es ist wahr: Er hat sich nicht selbst entleibt!“ und die Erwachende noch hinzugesetzt hatte: „Wie schwer trage ich an dieser entsetzlichen Erinnerung.“

Dem Impulse des Augenblicks folgend, streckte er der Gattin dann auch die Hand entgegen: Seine Stimme klang weich, als er dazu sagte: „So bist Du unschuldig, Ada — O, Gott, Gott, wie danke ich Dir für diese Erkenntniß. Nun kann ja noch Alles wieder gut werden.“

„Meinst Du?“ rief sie und stieß seine Rechte von sich. „O, das grenzt fast an Eynismus.“ sagte sie dann. Und den Arm schwer auf die Rückwand des Sessels lehrend, rang es sich langsam über ihre Lippen: „Mich des Mordes zu beschuldigen — mir zu sagen, daß ich mit solcher Blutschuld auf der Seele die Frechheit benutzen könnte, eines unbescholtenen Mannes Gattin zu werden — und dann — dann gleich darauf die Bemerkung zu machen: „Es könne noch Alles zwischen uns gut werden.“

„Ada!“

Sie hatten vollständig die Rollen getauscht. Jetzt war er der Demüthige und sie die Verurtheilende.

„Ada, aber Du mußt doch zugeben, daß Du den Schleier eines gewissen Geheimnisses um Dich gezogen. Hiermit allein kann ich mich entschuldigen.“

„Eines gewissen Geheimnisses?! Nun ja,“ erwiderte sie dann, befaß sich einen Augenblick und setzte darauf mit immer noch stolz erhobenem Kopf hinzu, was sie bisher doch fast stets zu leugnen bemüht gewesen: „In dieser Stunde will ich es Dir ganz offen bekennen: Ich bin in der That die Gattin eines — gewissen Geheimnisses. In der Beziehung hatte ich Du also recht. Nur schmachvoll, schmachvoll war es von Dir, daß Du mir — einen Mord zutrauen konntest! — Es ist ja wahr,“ fuhr sie tief Athem holend fort, „ich habe in tausend schlaflosen Nächten zu Gott gebetet, er möchte Hirten lieber von meiner Seite nehmen, ehe er es zuließ, daß ein Mann, der sonst so viele gute Eigenschaften besaß, von Hause aus ein edler, tüchtiger Mensch war, sich doch immer wieder erniedrigte bis zum Thier. Aber wie vollbewußt ich diese Bitte auch an meinen Schöpfer gerichtet, ja, wie ich mir zu Zeiten sogar sagte: Der Tod meines unseligen Gatten könnte mir allein noch zum Glück gereichen, da ich nicht den Muth fand, Hirten sich selbst zu überlassen — nie — nie würde ich doch meine Hand meuchlerisch gegen ihn erhoben haben.“

„Oh!“ rang es sich fast jubelnd über die Lippen des Oberregierungsraths. „Wie danke ich Dir für diese Worte,“ setzte er dann vor Erregung behebend hinzu und wollte die Hand seiner Gattin mit Küßen bedecken. Aber wieder wehrte ihm Ada dies. Die Schleppe ihres schwarzen Seidenkleides zusammenraffend, sagte sie kurz: „Das möchte mein letztes Wort in „dieser“ Angelegenheit sein. Im Uebrigen aber werde es Dir gesagt, daß ich Deinen sonstigen Bestimmungen entgegentreue.“

Damit neigte sich der schöne, dunkle Kopf ein wenig, und sie machte ein paar Schritte der Thür zu. Noch aber hatte sie dieselbe nicht erreicht, als sie sich wieder zu Windholm zurückwendete. Etwas weniger kalt, als sie bisher gesprochen, sagte sie jetzt: „Daß ich im Uebermaß meiner Liebe zu dem einzigen Kinde, welchem ich das Leben gegeben, von Dir erbitten wollte, Martha, wenn auch nur für kurze Zeit, aus dem Hause zu entfernen, bedauere ich, Alfred. Ich sehe ein, daß Dich ein solcher Tönnich kränken mußte. Und doch —“

Sie senkte jetzt den Blick, und die alte Ada in all ihrer Sanftmuth und holden Weiblichkeit stand wieder vor Alfred Windholm. „Und doch schwöre ich Dir: von der bösen Stiefmutter, die Du vorhin in mir gesehen, liegt nichts in meinem Denken und Empfinden. Im Gegentheil, ich liebe Dein blondes Töchterchen — wenn ich auch zugeben muß, daß mir das eigene Blut noch theurer ist.“

„Es hieße Unnatur, wenn es anders wäre,“ entgegnete der Oberregierungsrath eifrig. Und von dem Verlangen beseelt, Ada wieder ganz für sich zu gewinnen, setzte er hinzu: „Aber was thun wir nun für das Glück Helenens?“

Sie zuckte die Achseln: „Nichts,“ sagte sie dann. Und jetzt wirklich zur Thüre schreitend, setzte sie hinzu: „Nach dieser Stunde habe ich es aufgegeben, Schicksal zu spielen.“ — — —

Es war um die achte Morgenstunde des nächsten Tages, als sich auf dem Hofe des Windholm'schen Grundstückes drei seiner wichtigsten Domestiken zusammenfanden.

Das war in erster Linie der Kutscher des Oberregierungs-raths. Zu dem stattlichen, selbstbewußten Mann, der sich an das Waschen und Putzen des eleganten Landauers der Herrschaft gemacht, gesellte sich Jean, der neuangenommene Bediente. Derselbe war mit einem Arm voller Stiefel, die er reinigen wollte, auf den Hof gekommen und hatte sich an der hinteren Eingangsthür niedergelassen.

Damit aber auch das ewig „Weibliche“ nicht fehle, fand sich bald nach den Männern die kleine Jose der Windholm'schen Damen ein — zum Schein des Gerechten ein Kleid der Baronesse über der Schulter tragend. Die elegante seidene Robe so eifrig schüttelnd, als hätte sich eine ganze Waggonladung voller Staub in ihren Falten befunden — begann das hübsche Mädchen sofort eine Unterhaltung mit den beiden Dienstgenossen. Es währte jedoch nicht lange, so fanden sich die Drei in einem regulären Klatsch begriffen. Die Herrschaft aber war es, über welche es heute herging.

„Nun ja,“ sagte nun der Bediente, indem er sich den einen der zu bearbeitenden Stiefel mit Kennerblicken und von allen Seiten betrachtete: „Ich merkte es der Baronesse gestern gleich an, daß sie in der schlechtesten Laune von dem Rassee des alten Satans, dieser Gräfin Stein, heimgekehrt war. Natürlich mußte sie nun alles Mögliche an Ihnen zu tadeln finden, Fräulein Nöschen. Trotzdem Sie doch gewiß in jeder Beziehung Ihre Pflicht erfüllen!“

„Das sollte ich meinen,“ rief nun auch der Kutscher. Während seine Augen aber mit verliebten Blicken zu dem zierlichen Mädchen hinüberschauten, hatte er das Unglück, mit dem Fuß an eine bis zum Rande volle Gießkanne zu stoßen. Sofort ergoß sich nun die ganze Sintfluth über den asphaltirten Hof.

„Jesse!“ kreischte Jose und hob das nette kirchrothe Wollenkleidchen, so hoch zwar, daß die beiden jungen Leute volle Gelegenheit fanden, die niedlichen, sehr elegant bekleideten Füßchen der Jose zu bewundern. „Sie sind und bleiben doch ein ungehobelter Tolpatz, Johann!“ rief das Mädchen dann, den Saum ihres Röckchens betrachtend. „Wenn Sie mir nun meine Toilette ruinirt hätten.“

„Ach, das thun ein paar Tropfen reinen Pumpenwassers denn doch wohl noch nicht!“ entgegnete der Kutscher, die Gießkanne aus einem nebenstehenden Eimer von Neuem füllend. Aber während er jetzt damit begann, die schwarz lackirten Eienteile des Landauers nachdrücklichst zu besprengen, setzte er hinzu: „Und wenn auch, Fräulein Nöschen? — Für den Fall würde ich Ihnen Ersatz versprochen haben! Das schönste Seidenkleid dazu, welches nur im Laden von Wolf u. Co. zu haben ist. Natürlich erst für unser Einen kaufbar, wenn die goldene Zeit angebrochen, von der der Herr Vorredner im sozialistischen Verein erst am Sonntag wieder gesprochen hat.“ (Fortf. folgt.)

Schanghai's Volks-Theater.

Der nachstehende, dem „Asiat. Lloyd“ entnommene Artikel führt den Leser in sehr interessanten Ausführungen durch die Singspiel- und Volks-Theater in Schanghai.

Arg geschminkt, aber mit farbenreichen Seidenkleidern angethan sind die „Sing-song-girls“. Meist stammen sie wohl aus Sutichau; denn das ist die Stadt, aus der in China die schönsten Frauen kommen, wie es wenigstens im Lande heißt. In den meisten der Foochow-Road-Theehäuser findet in einem Saale Kaffeekonzert statt oder vielmehr Theekonzert, da in China überall der Thee an Stelle des Kaffees tritt. Alle Fenster des Saales sind geöffnet und jenseits der Straße, genau in gleicher Höhe, liegt ein ebensolcher Saal. Wenn man eintritt, sieht man den schmalen Zwischenraum nicht, den die Straße hervorbringt; die beiden Säle wirken wie ein einziger, und es scheint, als ob in diesem Lande, wo sich Alles zu großen Flächen dehnt, auch das Abendvergnügen eine mit Licht erfüllte, mit Menschenköpfen dicht belegte, weite und breite Ebene bilde. Von der Decke hängt die Bogenlampe herab, in der bläulich das elektrische Licht glüht. An vielen Tischen sitzen viele Chinesen auf breit-lehnigen Stühlen. Hier sind sie gemütlich, wie sie dies überhaupt im Allgemeinen sind, und versuchen, Gespräche anzuknüpfen, wenn man sich zu ihnen setzt. Zu jedem neuen Gaste trägt der besoppte Kellner den Thee hin; in einer rothen Tasse ist gebrühtes Theekraut. In diese gießt der Kellner mit schwungvoller Handbewegung heißes Wasser aus einer blechernen Theefanne. Dann wird eine Messinguntertasse darüber gedeckt, und nun erst wird die eigentliche Tasse hingestellt, in die man sich den Thee abgießt, wenn er in der rothen Tasse gar geworden ist. Hieraus kommt der Kellner wieder mit einem Korbe voll dampfender Handtücher. Wenn die Chinesen in heißen Lokalen beheimatungstun, so wischen sie sich mit diesen Handtüchern die Gesichter ab, um sich Kühlung zu verschaffen. Das Handtuch ist noch heißer als die Luft, und nachdem man mit ihm in Berührung gekommen, empfindet man die Luft als kühlend, mag ihre Temperatur auch noch so hoch sein. Dieses einfache Mittel sollte auch einmal in Europa versucht werden. Nur müßte natürlich Jeder sicher sein, ein frisches Handtuch zu bekommen. In den chinesischen Theehäusern erscheint jedes Mißtrauen in dieser Hinsicht gerechtfertigt. Die Chinesen sind sparsame Leute, und je mehr Gäste sich eines Handtuches bedienen, um so weniger Handtücher braucht der Wirth anzuschaffen. Da man also niemals genau weiß, ob das Handtuch, das Einem gereicht wird, nicht schon an anderen Tischen herumgegangen ist, so verzichtet man lieber auf die Abkühlung.

An einer Seite des Saales ist eine kleine Bühne errichtet. In der Mitte steht ein Tisch. Die Tischdecke ist aus bunter Seide, und in goldenen Buchstaben ist der Name des Lokales hineingestickt. Hinter dem Tisch sitzen die Sängerinnen. Jede hat ihren „Boy“ hinter sich, der ihr manchmal die gefüllte Tabakspfeife aus silberglänzendem Metall herüberreicht. Dann wieder giebt er ihr eine Mandoline in die Hand. Damit begleitet sie sich aber nicht, sondern die Mandoline bedeutet nur, daß an ihr die Reihe ist, zu singen. An einem der vorderen Pfosten der Bühne wird zugleich ein weißes Holztäfelchen aufgehängt, das ihren Namen trägt. Sie bleibt auf dem Stuhl sitzen, öffnet ein wenig die Lippen und beginnt. Sie singt nicht, sondern sie freischit. Es ist unmöglich, in diesem Getöse auch nur einen entferntesten Anklang an irgend etwas Musikalisches zu entdecken. Dieses Lied kann nur mit den Tönen verglichen werden, die eine Kasse von sich giebt, wenn sie beim Mondschein in Liebeschmerz über die Dächer wandelt. Auch steht der „Gesang“ in keinerlei Beziehung zu dem begleitenden Orchester. Dieses befindet sich hinter den Sängerinnen an der Wand. Der Mann, der das Streichinstrument spielt, scheint die Hauptperson zu sein und sitzt in der Mitte. Das Instrument hat die Form eines Leuchters; mit dem breiten Unterfuß steht es auf dem Stuhl zwischen den Beinen des Musikers; der Bogen ist in die Saiten eingehängt. Zur Rechten und zur Linken dieser „ersten Violine“ haben zwei Guitarristen ihren Platz, und dann ist noch ein Mann da, der zwei Hölzer an einander schlägt. Das Ensemble ist ohrenzerreißend. Zumeist hört man nur die beiden Hölzer; die Guitarren werden vollständig überhört, und man wüßte gar nicht, daß sie gespielt werden, wenn man nicht die Bewegungen der beiden

Musiker sehe; hier und da bricht sich das Streichinstrument Bahn. Fünf oder sechs Molltöne werden immer in der nämlichen Anordnung wiederholt, und zwar im raschesten Viertel-takt. Einen Rhythmus kann man also wohl erkennen, von einer Melodie ist auch hier keine Spur. Jede Harmonie fehlt in diesem Konzert. Es ist keine Musik, sondern ganz einfach Lärm. Die Musiker könnten ein noch viel lauterer Geräusch hervorbringen, wenn sie sich darauf beschränkten, auf Kasserole loszuschlagen. Es ist unverständlich, warum sie sich erst damit abmühen, Instrumente zu handhaben, und es ist vollständig unbegreiflich, nach welchen Kunstregeln die Instrumente gespielt werden. Die Chinesen sitzen unten und hören sich das Stunden lang, halbe Nächte lang an. Niemand kann ahnen, welchen Genuß sie dabei finden; aber einen Genuß müssen sie doch jedenfalls haben, denn sonst würden sie nicht dastehen. Man sucht vergebens nach Analogien in Europa, was sonst immer sehr zum Verständniß der chinesischen Dinge hilft (denn der Unterschied zwischen uns und den Chinesen ist auch nicht gar so groß, wie wir uns einzubilden pflegen). Gewiß, wir haben auch rhythmischen Lärm ohne Harmonie, beispielsweise den Trommelschlag. Aber wenn ein Tambourcorps ohne sonstige Instrumente aufspielt, so läßt sich doch immer zum Wirbel der Trommeln eine Melodie ergänzen. Auch würde es Niemandem einfallen, sich in einen Saal zu setzen und sich von Trommeln allein ein Konzert geben zu lassen. Andererseits erzählen Leute, die lange im Innern Chinas gelebt haben, daß die Chinesen wirklich schöne Lieder besitzen, und daß man nicht selten hohe musikalische Begabung unter ihnen finde. Eine Missionsanstalt am Yangtsekiang hat einmal das ganze „Requiem“ von Mozart mit Chinesen zur Aufführung gebracht, und die Sänger sollen Vorzügliches geleistet haben. Bei den französischen Jesuiten in Sikiawei habe ich selbst eine Messe gehört, wobei chinesische Knaben die Chöre sangen, und ein chinesischer Organist auf dem Harmonium begleitete. Die Begleitung war meisterhaft, der Chorgesang kam etwas hart heraus, klang aber durchaus rein, und eines der Kirchenlieder, das bei dieser französischen Messe von chinesischen Chorknaben gesungen wurde, war „Guter Mond, du gehst so stille“. Wenn also den Chinesen der musikalische Sinn nicht fehlt, wie kommt es, daß sie keine Musik haben? Vielleicht schlummert dieser musikalische Sinn und wird nur manchmal durch Zufall geweckt; vielleicht auch ist er entartet. In China hat ja überhaupt eine Perversion des Kunstsinnes Platz gegriffen, die sich am Verzerrten und Fragenhaften gefällt. Der Verzerrung der Linien ins Fragenhafte, die in den bildenden Künsten oft zu beobachten ist, entspricht in der Musik die Verzerrung der Töne in disharmonische Geräusche. Vielleicht auch muß man sich diese Disharmonie mit damit erklären, daß das Publikum dort ausschließlich aus niederen Volke besteht, dessen stumpfen Sinnen es genügt, wenn nach einem bestimmten Rhythmus Lärm gemacht wird. Man denke an gewisse ländliche Tanzmusiken bei uns, wo oft auch nur die Trommel zu hören ist, und wo der Rhythmus sich jedenfalls viel lauter geberdet als die Melodie.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Vom Tagewerk des Reichskanzlers. Der Reichskanzler, Fürst zu Hohenlohe, hatte in den letzten Tagen wieder einmal seinen Stammis Schillingsfürst aufgesucht. Erbprinz Philipp Ernst mit Gemahlin und die unzertrennliche Begleiterin des Vaters, Prinzessin Elisabeth, kamen mit ihm. Der Besuch galt zunächst dem frisch aufgeworfenen Grabeshügel im kaiserlichen Friedhof, dem Hügel, unter dem die Gattin des Reichskanzlers ruht. Sonst pflegte der Reichskanzler sein Stammisloß aufzusuchen, wenn er Ruhe suchte. Er fand sie dort auch in den Jahren, als er noch Votivkaiser in Paris oder Statthalter von Elsaß-Lothringen war. Jetzt gehört auch hier ein gutes Theil der Tageszeit dem Dienste des Vaterlandes. Schon zwei Tage vor der Ankunft des Fürsten erhält die Post- und Telegraphenstation Schillingsfürst Verstärkung des Personals, besondere Dienstboten werden vom Oberpostamt Nürnberg zugeheißt. Der sonst auf gewisse Tagesstunden beschränkte Depeschendienst wird während der Dauer der Anwesenheit des Fürsten auch auf die Nacht ausgedehnt. Es giebt viel Arbeit. Depeschen kommen, Depeschen werden abgefaßt, meist von Berlin und nach Berlin. Sie sind in Chiffren abgefaßt und werden im Schloße von einem Beamten des Reichskanzleramts, der den Fürsten überall auf seinen Reisen begleitet, übertreten. Der Fürst arbeitet vornehmlich Abends nach eingenommenem Diner, von 8 Uhr bis nach Mitternacht. Auch die Vormittagstunden

werden dem Dienste des Reiches gewidmet, erst gegen die Mittagsstunde empfängt der Kanzler Besuche. Die beiden Ortsgeistlichen und der Bürgermeister von Schillingen sind es, die dann zumitt kommen, um für irgend eine Juwelenburg dem Patronats Herrn zu danken. Häufig meldet sich auch der Präsident von Mittelranken aus Ansbach oder der Bezirksamtmann von Rothenburg, als erste Verwaltungsbeamte des Kreises resp. Bezirkes. Am liebsten unternimmt der Fürst im Laufe des Nachmittags einen Spaziergang in seine Wälder. Er durchwandert einzelne Waldstücker, kennt Weg und Steg und jeden Baum von Jugend auf. Für die Zukunft wird wohl München der Hauptvereinigungspunkt für die kaiserliche Familie werden, da auch der Erbprinz während der Saison dort wohnt; Schillingen ist seit 40 Jahren und bei der großen Neiselust der verstorbenen Fürstin nicht anders möglich war, seine Besitz nur zeitweilig auf wenige Tage sehen. Von der verstorbenen Fürstin kann man sagen, daß sie einen großen Theil ihres Lebens im Bahnwagen zubachte. Bei ihrem lebhaften Temperamente schlug immer ein Reiseprojekt das andere. Im Schloß zu Schillingen stehen noch heute die schwerfälligen Reisenwagen, die vor 50 Jahren den weiten Weg nach Rußland oder Rothenburg in Hessen wohl viele Mal hin- und zurückgemacht haben, und sind Zeugen der Schwerfälligkeit der Verkehrsmittel aus der Zeit unserer Großeltern. Das Reisen im Bahnwagen ist für den Reichskanzler nicht, wie man glauben sollte, eine Anstrengung, sondern eine Erholung, da er wenigstens während der Reisezeit von Telegrammen und Besuchen befreit ist, und in seinem Schmerze über das Ableben der Gattin findet der Fürst Trost in der Liebe seiner Kinder und in der Arbeit im Dienste des Vaterlandes.

Das moderne trojanische Pferd. Der überaus erfinderische Geist, der in jedem echten Yankee steckt, bethätigt sich auch im Hirt der nordamerikanischen Spitzhüben. Vor Kurzem wurden in New-York zwei stämmige Burken verhaftet, auf die man schon lange fahndete. Es sind berühmte Eindredler, die ihr sauberes Gewerbe so geschickt betreiben, daß sie bisher nie dabei abgefaßt werden konnten. Sie wußten sich am hellen Tage unter den glaubwürdigen Vorwänden in reiche Häuser zu schleichen und verließen diese selten, ohne lohnende Beute mitzunehmen. Bald erschienen sie, und zwar immer in Abwesenheit der Herrschaft, als Gasleute, Maurer, bald als Töpfer oder sonstige ehrsame Handwerker und behaupteten, vom Besitzer des Hauses geschickt worden zu sein. Die arglosen Diensteute gestatteten ihnen Zutritt zur Wohnung, und das Uebrige läßt sich errathen. Zuletzt kamen die beiden Verbündeten auf einen ganz besonders genialen Gedanken. Sie konstruirten sich ein riesiges Schlaflos nach dem Muster des berühmten trojanischen Pferdes und fanden bald einen erprobten Genossen, der, schlank und gewandt, sich vorzüglich dazu eignete, in das hohle Innere des Sofas zu steigen. Der Eis wurde über ihm wie der Deckel einer Kiste zugeklappt. Mit dieser lebendigen Füllung wurde das Möbel von den beiden Spitzhüben zu einem Hause geschleppt, wo es etwas zu holen gab und die Herrschaft nicht anwesend war. Man läutete, jagte dem öffnenden Dienstmädchen, das Sofa sei joeben gekauft und hierher beordert worden, und nachdem man es vorläufig mitten in den Salon niedergelegt hatte, verschwanden die Träger. Nach einer Viertelstunde erschienen sie jedoch noch einmal auf der Bildfläche und holten das Möbel wieder ab, indem sie erklärten, daß sie es irrthümlich an die falsche Adresse geliefert hätten. Die inzwischen verfloßene Zeit hatte der im Innern verborgene Gauner natürlich nicht ungenutzt verstreichen lassen, und das Sofa war, als es abgeholt wurde, schwerer, als es zuvor gewesen.

Taufe von Kriegsschiffen. Die Frage, welche Sorte von Flüssigkeit bei der Taufe amerikanischer Kriegsschiffe zur Verwendung kommen soll, ist in ein neues Stadium getreten. Champagner ist bisher üblich gewesen, indeß that es bei dem Schlachtschiff „Kentucky“ auch noch „alter Bourbon Whiskey“. Die Temperenz-Union hat aber zu verschiedenen Malen gegen die Verwendung berauschender Getränke beim Taufakte protestirt und Wasser als Ersatz gefordert, während andere Leute auch das Wasser verpönten, weil dessen Benutzung eine Verschönerung des kirchlichen Taufaktes involvire. Nun, da demnächst die Taufe des Panzerschiffes „Wisconsin“ bevorsteht, kommt von Wisconsin ein Protest gegen den Champagner, weil Wisconsin keinen Wein produziert. Man will Bier verwendet wissen. Ob eine Flasche oder gleich ein Faß über dem Bug des Panzers zermetert werden soll, ist nicht gesagt, auch nicht, welche Brauerei den Vorzug erhalten soll, oder ob es eine Mischung aller in Wisconsin produzierten Bierarten sein muß. Sollte in Zukunft die Richtschnur befolgt werden, daß zur Taufe der amerikanischen Kriegsschiffe die flüssigen Produkte der Staaten, welche Gesandter sieben, Verwendung finden müssen, so dürfte man eine hübsche Varietät haben, für New-Yorker Apfelwein, Nord-Carolina Terpentinen, Ohio und Pennsylvanien Petroleum. Es wird da nun doch wohl bei dem allhergebrachten Champagner bleiben.

Heber ein Schneiderrdorf wird dem „Koni.“ geschrieben: Hundertundfünfzig Kilometer von Moskau entfernt liegt an der Kasaner Bahn eine Plattform, die nach dem Gute, auf dessen Boden sie errichtet ist, den Namen Gorki trägt. Von hier 12 Kilometer thaleinwärts befindet sich das größte Dorf Rußlands, Bialoomuth,

deren Einwohner, gleich, ob Mann, Weib oder Kind, alle ohne Ausnahme ihren Lebensunterhalt durch die Schneiderei verdienen. Bialoomuth hat 10 000 Einwohner, das Dorf breitet sich malerisch an den Abhängen eines Flusses aus und mißt ungefähr 10 Kilometer im Umfang. Die Häuser liegen zerstreut in Gärten und sind fast alle aus unbearbeiteten Baumstämmen errichtet. Dieses Schneiderrdorf hat die größte Bedeutung für die russische Konfektion, alle großen Moskauer Firmen haben dort ihre Komitoire und Fabriken. Der Werth der in diesem Orte hergestellten Waaren beziffert sich jetzt schon auf Millionen. Die Fabrikation und der Zustrom von Arbeitern wächst stetig. Jedenfalls könnte die Engros-Konfektion Rußlands ohne dieses Dorf heute überhaupt nicht mehr existiren. Wenn dieser Platz in Deutschland liegen würde, so würde wahrscheinlich schon eine elektrische Bahn zur Eisenbahn gehen, es wären schon Chaussees und eine Brücke über die Dklo gebaut. Hier aber kennt man noch nicht solche Verkehrsmittel und im Herbst oder Frühjahr, beim Eisgange, kommt es vor, daß Bialoomuth, das größte Schneiderrdorf Rußlands und vielleicht der ganzen Welt, oft 8 bis 14 Tage von der Welt abgeschnitten ist, während welcher Zeit selbst die Postverbindung unterbrochen ist.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Sterbende Völker.** Die von Lord Salisbury politisch werthvolle Anschauung von den sterbenden Völkern hat — und zwar nicht nur von der durch dies „grausame Wort“ getroffenen Seite — mannigfachen Widerspruch gefunden: u. A. hat Karl Blind die „herzlose Lehre“ von den sterbenden Völkern zu bekämpfen versucht. Demgegenüber weist Hr. Rubinstein in einem im Novemberhefte von „Nord und Süd“ veröffentlichten Aufsatz, in dem die von Blind vorgebrachten Gründe für Scheingründe erklärt werden, die historische Berechtigung der Lehre von den sterbenden Völkern nach und begründet sie naturwissenschaftlich. An der Hand sicherer Naturbeobachtung betrachtet er den Zustand der lateinischen Rasse, deren Völker offenbar alle mehr oder weniger krank sind, und spricht ihnen die Prognose. In demselben Hefte erörtert A. Högalla von Bieberstein „Die Lehren des amerikanisch-spanischen Krieges“; Eugen Heinrich Schmidt veröffentlicht auf Grund russischer Handschriften und Briefe „Leo Tolstoj's Gedanken über Gott“ sowie Abschnitte „Aus dem Leben Tolstoj's“. Die für die Weltanschauung Tolstoj's höchst wichtige Schrift ist in ihrer deutschen Fassung von Tolstoj selbst durchgegeben worden, der dem Herausgeber und Uebersetzer seine Anerkennung ausgesprochen hat. Karl Biedermann behandelt als dritten Theil seiner „Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral“ das Thema: „Was bringt den Einzelmenschen aus seiner Vereinzelung heraus und in Beziehung theils zu anderen Einzelnen, theils zu einer Gemeinschaft? (Gismus und Altruismus).“ — Albert Heidebreich charakterisirt kurz einen der talentvollsten der jüngeren Schriftstellergeneration „Georg Engel“, den Verfasser des „Hungerdorfes“, der Dramen „Gegenfeind“ und „Gadaja“ u. s. w. Georg Engel, dessen Portrait in porträtlicher Nachbildung von Johann Lindner das Heft schmückt, hat sein originelles Vorpiel zur „Kaisersin“ beigeleuert. An novellistischen Beiträgen enthält das Heft: „Miß Anna-Belle“ von Alfred von Hellmann (Kortf.) und „Eine Stunde Realität“ von B. Geiger.

— Der altbewährte und beliebte Begleiter der Ingenieure durchs ganze Jahr, **Stühlen's Ingenieur-Kalender für Maschinen- und Elektrotechniker**, herausgegeben von Fr. Vode, Verlag von G. D. Baedeker in Essen, liegt uns für 1899 vor. Das preiswürdige Büchlein (in Lederband mit Klappe und Fadenstift kostet es 3 M. 50 Pfg. und in Briefstaschenform mit Gummiband und Fadenstift kostet es 4 M. 50 Pfg.), zu dem unentgeltlich auch das bekannte Weitemaschenbuch geliefert wird, in welches alles für den Kalender selbst entbehrliche Tabellen zc. Material aufgenommen worden ist, bietet quantitativ und qualitativ das Beste, was aus diesem Gebiete geleistet werden kann. Auch diesmal ist es dem neuesten Stande der Technik gemäß verbessert worden, wie schon ein Blick in die hauptsächlichsten Kapitel, wie die „Mechanik“ und das „Maschinenwesen“, die „Eisenhüttenkunde“, deren Bearbeitung Professor Dürre übernommen hat, den „Schiffsbau“ zc. und die „Elektrotechnik“ zeigt. Selbstverständlich hat die neue Auflage der Normalprofile zu einer vollständigen Umarbeitung der betreffenden Abschnitte Veranlassung gegeben. Die dem Kalender unentgeltlich hinzugefügte Beigabe enthält außer einer stattlichen Anzahl von gewerblichen und literarischen Anzeigen alle auf das deutsche und außerdeutsche Patentwesen bezüglichen Bestimmungen und Uebereinkommen, die gesammelten Vorschriften über Dampfessel, das neue Gesetz über die elektrischen Maschinen zc. zc. Ein Fachkalender, der seinen 34. Jahrgang erreicht hat, beweist dadurch allein schon, daß er die weitestgehenden Ansprüche der Fachmänner immer zu erfüllen gewußt hat. Der Welt der Technik empfehlen wir die Anschaffung von Stühlen's Kalender auf's Angelegentlichste.

Bera ntwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87